



Enten, Katzen, Ziegen und Pferde werden auf dem Hof Narr «Mitlebewesen» genannt.

finanziell überhaupt aufgeht. Heiligtage ist überzeugt: Es geht.

Bis heute hätten 242 Bauernbetriebe den Schritt zu einer «tierfreien» Produktion gewagt. «Transformation» nennt sie es. Milchbauern produzieren nun Hafermilch, sie bauen pflanzliche Proteine an, Beeren und anderes Obst.

Keine ideologische Belehrung

Sie habe nie geplant, Landwirte zu beraten, sagt Heiligtage. Auch liege es ihr fern, zu missionieren. «Ich klopfe nicht bei Bauernhöfen an und sage, ihr macht etwas falsch, hört auf damit.» Sie wolle eine andere Perspektive aufzeigen für alle, die sich dafür interessieren.

So hält sie es auch mit den Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern. Es gibt keine ideologischen Vorgaben, wie jemand zu leben hat, damit er in die Hofgemeinschaft passt. Man muss sich nicht einmal vegan ernähren. Meist werde man auf dem Hof Narr aber schnell zum Veganer, sagt sie.

Offenbar geht es auch manchen Kindern so, die hier zum ersten Mal ein Schwein streicheln: Danach wollen sie keine Cervelat mehr essen. Beschweren sich Eltern deshalb bei ihr? Eltern, die finden, es sei nicht ihre Aufgabe, Kindern die vegane Lebensweise näherzubringen? Sie höre das selten, sagt Heiligtage. Und wenn, dann liessen sich die Leute auf ein Gespräch ein.

Weiter geht es auf die Weide, wo Pferde und Ponys zwischen Obstbäumen grasen. Es ist eine zusammengewürfelte Schar: Grosse und Kleine, Gedrungene und Feingliedrige, Einfarbige und Ge-

scheckte, als hätte der Hof einen Diversitätsbeauftragten für Rosse.

Sie wurden als Kutschpferde ausgemustert oder weil sie nicht mehr für Rennen oder zur Dressur taugten. Heiligtage, die früher selber geritten ist, ist sich heute nicht mehr sicher, ob Pferde es gerne haben, wenn Menschen auf ihrem Rücken sitzen.

Um dies herauszufinden, sagt sie, sollte man mit dem Pferd leben, es zu diesem gemeinsamen gegenseitigen Erkunden «einladen»: «Wer steckt in diesem grossen, schönen Körper, wer ist diese Persönlichkeit?» Aber haben Mensch und Tier nicht schon immer eine Arbeitsgemeinschaft gebildet und sind aufeinander angewiesen? Sie würde nicht widersprechen. Von dieser «Kooperation» ausgehend, könne sich die Gesellschaft moralisch weiterentwickeln, sagt sie.

Etwas später führt auf der Zufahrtsstrasse eine Mitarbeiterin ein Pony am Halfter spazieren. Wenn es schon nicht geritten wird: Bewegung muss sein.

Am Tisch beim Hofladen, wo man Rettich, Spinat, Kartoffeln kaufen kann, erläutert Heiligtage noch einmal ihre Philosophie: «Tiere sind empfindsame Wesen. Mit dieser Grundannahme muss man ihnen ein Lebensrecht zugestehen. Jedes Tier will leben. Bei Hunden haben wir das verstanden. Bei Schweinen missachten wir es komplett.»

Die meisten Tiere kommen kastriert auf den Hof Narr. Man liesse sowieso nicht zu, dass sie sich vermehren. Es gebe zu viele Tiere auf der Welt, die einzig zum Zweck geboren wurden, dem Menschen zu nützen, sagt Heiligtage. Zwar gehöre zum Lebensrecht ein Re-

produktionsrecht, bejaht sie die Frage. Aber dann dürfte es keine Zucht mehr geben. «Wir versuchen hier zu retten, was zu retten ist, aber das reicht nie.» Zudem bauten viele Tiere auch in einer Gruppe familiäre Strukturen auf und hätten mütterliche oder freundschaftliche Gefühle füreinander.

Auch für Katzen und Hunde hat es nicht unbeschränkt Platz auf dem Hof. Sie sind allesamt Tierschutzfälle. Da ist etwa Henry, ein Strassenhund aus Moskau, der auf drei Beinen geht, weil ihm eine Pfote fehlt. Lio, ein schwarzer Kater, ist blind. Er kommt aus Bulgarien. Als er gefunden wurde, hatte er schwere Brandverletzungen.

Am Scheunentor hängt das Bild einer Katze, dazu die Worte: «Wir vermissen dich, Mikesch.» Auch verstorbenen Tieren bewahrt man hier ein Andenken. Es versteht sich, dass auch die grossen Tiere hier auf dem Hof eingeschlafert werden, wenn es so weit ist.

Der Glaube an die Utopie

Wie bewahrt sich Heiligtage ihren Idealismus? Der Fleischkonsum pro Kopf bleibt hoch, immer mehr Asiaten trinken Milch. Man könne sie naiv nennen, sagt sie, aber sie glaube trotz allem, dass es einen Bewusstseinswandel gebe. Die Bauern, die umdächten, die vielen freiwilligen Helfer: Es bewege sich etwas.

Da sei zwar dieser Schmerz, auch wenn sie an die Zukunft ihrer Kinder denke. Doch der Glaube an eine ideale Welt sei wie die Richtschnur ihres Handelns. «Aber dass wir nie dorthin kommen werden, ist mir völlig klar.»

Experte für musikalische Zweisprachigkeit

Cédric Pescia pflegt sowohl das deutsche wie das französische Klavierrepertoire – für beides ist er Experte

THOMAS SCHACHER

«Das Wort von Bach, die Musik von der Bibel»: So hiess die Produktion, die der Pianist Cédric Pescia und der Schauspieler Omar Porras Anfang Mai in der Genfer Cité Bleue zum Besten gaben. Die Provokation des Titels war Absicht: Porras trug Texte aus verschiedenen Büchern des Alten und des Neuen Testaments vor, Pescia antwortete darauf mit passenden Klavierwerken Johann Sebastian Bachs. Dabei konnte ein Ausschnitt aus dem Hohelied durchaus musikalischen Charakter annehmen, während die Aria aus den «Goldberg-Variationen» einen religiös-spirituellen Hintergrund eröffnete.

Cédric Pescia liebt solche experimentellen und durchaus risikobehafteten Projekte, die sich auf einem Pfad abseits des pianistischen Mainstreams bewegen. Bei einem anderen Projekt spielte er zu René Clairs Stummfilm «Entracte» Musik nach Eric Satie auf einem präparierten Klavier. Und auf einer bei Claves erschienenen CD aus dem Jahr 2008 interpretiert er zusammen mit der israelischen Geigerin Nurit Stark Kompositionen von Ferruccio Busoni und George Enescu. Seine ganz grosse Liebe aber – sie gilt dem Klavierwerk von Bach.

Auf dem Flügel singen

Bereits 2004 hat Pescia die Goldberg-Variationen, später «Die Kunst der Fuge» und beide Bände des «Wohltemperierten Klaviers» eingespielt. Vor wenigen Wochen sind nun beim Label La dolce volta die sechs «Französischen Suiten» herausgekommen. Zudem hat er seine sehr individuellen Lesarten im April auch in Konzerten in Berlin und Paris vorgestellt. Schon als Kind habe er kleine Stücke von Bach gespielt und dabei gemerkt, dass diese Musik etwas ganz Besonderes sei, so hat Pescia erzählt. Weil nämlich ihre Struktur nicht primär aus einer Melodie mit entsprechender Begleitung besteht, sondern aus einem Geflecht einzelner Stimmen, die sich kontrapunktisch durchdringen.

Mit Mitte zwanzig konnte er bereits das gesamte pianistische Werk Bachs spielen. Darüber hinaus hat er auch dessen geistliche Kantaten und das riesige Orgelwerk studiert. Die Kenntnis dieser Kompositionen und ihrer Affekte betrachtet er als wichtige Inspiration für die Interpretation der Klavierwerke. Unter diesen liegen ihm von jeher die «Französischen Suiten» am nächsten. Sie verbin-



Cédric Pescia
Pianist

den für ihn in einzigartiger Weise einen pädagogisch-spielerischen Ansatz mit unterschiedlichen Tanzcharakteren. «Die Musik dieser stilisierten barocken Tanzsätze», sagt er, «berührt mich zutiefst.»

Für die Einspielung des Zyklus hat er ein eigenes Instrument verwendet, das man bereits historisch nennen darf, nämlich einen Steinway-Konzertflügel aus dem Jahr 1901. Die Aufnahme entstand in Pescias eigenem Arbeitsstudio in Berlin. An diesem Instrument gefällt ihm, dass es, wie alle Flügel aus jener Zeit, phantastisch singe, wie er sagt – eine Eigenschaft, die bei vielen heutigen Instrumenten merklich weniger im Fokus stehe.

Gelegentlich spielt Pescia auch auf dem Cembalo oder dem Clavichord, aber er folgt damit nicht einem historisierenden Anspruch. Wie sein Studium der Orgelwerke dient dies vor allem dazu, das Bewusstsein für die klanglichen Möglichkeiten des eigenen Instruments zu schärfen. Pescia fühlt sich denn auch durch und durch

als Pianist: Er nutzt alle Möglichkeiten des Flügels und benutzt teilweise sogar das Haltetonpedal – was heute freilich nicht mehr wie früher als Sakrileg in der Bach-Interpretation angesehen wird.

Bei der Einspielung entschied er sich für die zweite Fassung des Werks, in der Bach viel mehr Verzierungen notiert hat als in der ersten. Die Kunst der Ornamentation ist dem Pianisten sehr wichtig: Mit wechselnden Verzierungen, Artikulationen und Lautstärkegraden schafft er Abwechslung und beleuchtet das kontrapunktische Gefüge immer wieder neu. Auf der CD-Aufnahme komme gezwungenermassen nur eine einzige Version heraus, aber in Konzertaufführungen liebe er das spontane Experimentieren.

Ein treues Publikum

Seine Biografie und sein künstlerischer Werdegang machen Cédric Pescia zu einem idealen Vermittler. 1976 in Lausanne geboren, besitzt er neben der schweizerischen auch die französische Staatsbürgerschaft, hat in Lausanne, Genf und Berlin studiert. Seit 2012 bekleidet er eine Klavier-Professur an der Musikhochschule in Genf, wohnt aber in Berlin. Auch in seinem Repertoire pflegt der Pianist sowohl das deutsche als auch das französische Repertoire. So hat er beispielsweise das gesamte Klavierwerk Robert Schumanns im Angebot, ist aber ebenso oft mit Couperin, Debussy oder Messiaen zu hören.

In neuerer Zeit spielt er zudem immer häufiger neue und zeitgenössische Musik, beispielsweise von Enescu, Gubaidulina, Stockhausen, Boulez oder Kurtág. Zu welcher Kultur fühlt er sich am stärksten hingezogen? «Wenn ich in Genf unterrichte», antwortet er, «fühle ich mich mit der deutschen Kultur vertrauter als meine Kollegen. Wenn ich umgekehrt in Deutschland unterrichte, spüre ich, dass der französische Teil präsenter ist.»

Und das Schweizerische? Während Pescia in der Deutschschweiz bisher noch nicht allzu bekannt ist, tritt er in der Romandie häufig auf. «Der Kontakt mit dem Westschweizer Publikum», bemerkt er, «wird mir je länger je wichtiger.» Er kehre gerne immer wieder in die Schweiz zurück, um zu zeigen, was er von anderen Kulturen gelernt habe. Die Beziehung zu einem treuen Publikum sei ihm inzwischen wichtiger, als irgendwo auf der Welt in einem berühmten Konzertsaal zu konzertieren, wohin er nie wieder zurückkehren werde. Der lokalen Verwurzelung dienen auch die von ihm gegründete Kammermusikserie «Ensemble en Scène» in Lausanne sowie das edukative Projekt «Ponticello» in Genf, dessen künstlerischer Kodirektor Pescia ist.

Bedeutet die Schweizer Herkunft für Pianisten wie ihn oder für gleichaltrige Kollegen wie Oliver Schnyder oder Francesco Piemontesi einen Nachteil für die Karriere? In Frankreich, so findet er, habe es ein französischer Pianist leichter. In der Schweiz aber werde erwartet, dass man im Ausland bereits einen Platz habe, bevor man anerkannt sei. Aber letztlich spiele die Nationalität eine geringere Rolle als das künstlerische Profil.

Was das Profil betrifft, hat Pescia sowohl als Dozent in Genf wie auch als Präsident der künstlerischen Kommission des Concours de Genève konkrete Einflussmöglichkeiten auf künftige Pianisten. «Abgesehen vom technischen Niveau», erläutert er seine Wunschvorstellung, «braucht es Pianistinnen und Pianisten, die das Risiko nicht scheuen, die sich getrauen, persönlich zu sein, die daran glauben, dass Musik die Welt lebenswerter machen kann. Darüber hinaus sind Kommunikationstalent und Interesse an anderen Künsten von Vorteil.» Die Eigenschaften, die Pescia hier aufzählt, verkörpert er selbst in Reinkultur.

Johann Sebastian Bach: Die sechs Französischen Suiten (BWV 812–817). Cédric Pescia, Klavier. La Dolce Volta, LDV 130.1.